

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

2.2.1919 (No. 5)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 5

Karlsruhe, Sonntag, 2. Februar

1919

Inhalt: Der Kunst- und Kulturrat für Baden. Das Karlsruher Schloss als geistige Residenz. — Idealismus und Demagogie. Von Albert Serauer (Karlsruhe). — Martin Schongauers arabisches Werk und das deutsche Gefühlleben. Von Dr. jur. et phil. Adolf v. Grolman. — Badische Totenichau für 1918.

Der Kunst- und Kulturrat für Baden

Das Karlsruher Schloss als geistige Residenz.

Was wird aus dem Karlsruher Schloss?
Das ist eine Frage, die viele beschäftigt, und welche die Regierung vielleicht schon im Begriff ist, in irgend einer Weise zu lösen. Darum ist es an der Zeit, mit Plänen und Vorschlägen vor die Allgemeinheit zu treten, damit sie die Möglichkeit habe, in eine Diskussion der Frage einzutreten, bevor sie vor vollendete Tatsachen gestellt ist.

Das Karlsruher Schloss ist seiner Anlage nach als der Mittelpunkt gedacht, von welchem das Leben der Stadt ausstrahlt. In früheren Zeiten war solches buchstäblich der Fall: die Stadt ist vom Schlosse aus entstanden, das vor ihr da war und ihrem Aufbau Richtung und Sinn gab. Wenn ursprünglich das Schloss auch geistiger Mittelpunkt war so trifft das für uns schon lange nicht mehr zu, und nicht erst seit der Revolution.

Der Gedanke nun etwa die jetzige republikanische Regierungsgewalt an die Stelle der einstigen fürstlichen Residenz zu setzen, indem man das Schloss zum Regierungsgebäude machen würde, ist von vornherein abzulehnen: denn die neue Regierung ist als die Vertretung und Verkörperung des Volkes nicht mehr eine Macht mit besonderem Inhalt, von welcher das Leben des Landes erst ausstrahlen müsse, sondern sie ist eine Form die vom Volke den Inhalt empfängt und von ihm nicht unterschieden gedacht werden kann, weshalb sie ihm also auch nicht symbolisch in einer feierlichen Residenz gegenüber zu treten vermag.

Sündet das Schloss aber nicht mehr repräsentative Verwendung so besteht die Gefahr, daß es ohne Rücksicht auf seinen hohen künstlerischen und kulturellen Wert schlechthin als ein durch die Umwälzung leer gewordenen Raum profanen und praktischen Bedürfnissen dienstbar gemacht wird, daß es zu nüchternen Bürozwecken oder gar zu Massenwohnungen verwendet und für diese Zwecke womöglich noch umgebaut und verändert wird — Pläne, die da und dort schon auftauchen, und die den Kunstwert des Schlosses vernichten würden. Es muß verhindert werden, daß so in Unwissenheit über das Schicksal des Schlosses verfügt wird. Es muß der Öffentlichkeit zum Bewußtsein kommen, daß ein solches Kunstwerk ersten Ranges Anspruch hat auf eine Verwendung hoher künstlerischer und kultureller Art.

Auch hierfür sind Pläne schon von verschiedenen Seiten geäußert worden. Die einen glauben, daß das Schloss als Kunstwerk am besten gewahrt wird, wenn man es zum Museum macht, indem man die in Karlsruhe verstreuten und zum Teil schwer zugänglichen Sammlungen in ihm vereinigt. Die andern haben daran gedacht, das Schloss zum Volkshaus zu machen, in dem in den Stunden der Muße das Leben des Volkes sich abspielt und durch Einrichtungen der Volksbildung und Belehrung eine höhere Weihe erhält. Eine Verwendung zum Volkshaus im eigentlichen Sinne wird jedem unmöglich erscheinen, der das Innere des Schlosses kennt: diese Räume, mit herrlichen Gobelins bespannt, mit kostbaren Teppichen belegt, diese Säle mit ihren Spiegeln und Kronleuchtern: mit allem Luxus, aber auch mit aller Phantasie und Kultur einer vergangenen Zeit ausgestattet — sie sind zum dauernden täglichen Aufenthalt vieler Menschen nicht geschaffen, und diese Menschen würden sich in ihnen nicht einmal wohl und heimlich fühlen.

Durch die Benutzung zu Versammlungen, zu Unterkunst, Gesellschaft und Spiel des Volkes würde das Schloss in seiner jetzigen künstlerischen Form in kurzer Zeit ebenso zugrunde gerichtet, wie durch eine Verwendung zu Wohnungs- und Bürozwecken.

Nur in feierlichen Stunden — nicht zum Selbstzweck des Aufenthalts, sondern zu dem höheren Zweck der Verührung mit einer geistigen Macht, der Kunst — soll das Volk zu diesen Festräumen Zugang haben; dann erst auch wird es, nicht im bürgerlichen Sinne des Wohnens, sondern in einem geistigen Sinne hier heimisch werden.

Als eigentliches Volkshaus, wie es außerdem das Volk verlangen kann und muß, käme ein anderes, jetzt ebenfalls leer gewordenen Staatsgebäude in Betracht: das frühere Erbgroßherzogliche Palais. Es wäre durch seine Lage, durch seine Raumeinteilung, durch seine Nebengebäude und seinen Park in hohem Maße dafür geeignet und ließe sich dafür einrichten, ohne daß große Kunstwerte zerstört werden müßten.

So scheint alles für die Verwendung des Schlosses zum Museum zu sprechen. Denn hierbei könnten die einzelnen Räume als die Kunstwerke, die sie bereits sind, erhalten bleiben, und würden durch die Aufstellung anderer Kunstwerke und Kostbarkeiten in ihrer Wirkung nur gesteigert.

Auch spräche dafür die Raumeinteilung des Schlosses, dessen Säle in der Weise zusammenhängen, daß sie den Durchgang von einem Raum in den andern gestatten, wie es fürs Museum erforderlich ist, das man von einem Ende bis zum andern bequem durchwandern können muß.

Dagegen spricht, daß die Unterbringung aller Sammlungen nicht ohne zerstörende Umbauten möglich wäre. So müßte man, um das gesamte heute in der Bildergalerie befindliche Bildmaterial unterzubringen, den Räumen schräges Oberlicht zuführen, was nur durch Einschlagen der Decken zu erreichen wäre — man überlege, was das in einem Barocksaal bedeutet! Die Einheit und Schönheit des Schlosses wäre dahin, und man hätte obendrein noch unnütze Kosten.

Malerei und Graphik müßten somit im wesentlichen im alten Galeriegebäude bleiben, welches aber nicht mehr vereinzelt stünde, sondern ein Glied in dem großen Kulturbezirk würde, zu dem der gesamte Schloßbezirk umzuschaffen wäre. Denn man dürfte das Schloss nicht durch Aufstapelung des gesamten Kunstbesitzes allzusehr belasten: das würde in verhängnisvoller Weise den alten Begriff des Museums zu Ehren bringen, mit welchem jetzt endlich zu brechen Gelegenheit ist. Es müßten die anschließenden Hof-, Küchen- und Marstallgebäude, die den Schloßplatz umrahmen, als Sammlungsgebäude einbezogen werden. Man müßte hier in einem Rundgang die Entwicklungsformen der Prähistorie und Antike, des Mittelalters, des Barock, der Neuzeit nach einander schauen können. Es wäre ein geschlossenes Ganze von alledem erreicht, was bisher in den Sammlungen, im Kunstgewerbe- und Jähringer-Museum, in Kellern und Depots zerstreut und verborgen war.

Wenn Kunst hier eine Stätte finden soll, so muß sie für das ganze Volk wieder Sinn und Wert gewinnen. Aber dann darf man sich nicht mit einer bloßen Sammlung von Kunstwerken begnügen, die, wie alle Museen, nur aus Neugier und stofflicher Schaulust und ohne geistigen Gewinn besucht werden würde; sondern man muß das Gesammelte beleben und für den Menschen zu künstlerischer Wirkung erst erwecken.

Voraussetzung dafür wäre zunächst, daß strenge Auswahl über die Qualität des Aufzunehmenden entscheidet: daß bloß für den Sammler und Gelehrten Wertvolles und Kurioses an anderen Stätten bleibe, wo es Studienzwecken dienen mag. Nur das Beste aus aller Kunst, aber auch das wahrhaft Anschauliche aus Völkern, Kultur- und Naturgeschichte darf hier seinen Platz finden. Und es kann dann auch, was durch die Auswahl verbürgt wird, so zur Ausstellung kommen, daß es, mit dem Raum in Einklang gesetzt, eigene und persönliche Wirkung auszuüben vermag.

Das also bereite Kunstwerk lasse man aber nun mit dem Menschen der es genießen soll, in dauernder Nähe und Verührung sein; das heißt: man schaffe in demselben Bau, Räume für die geistige Erziehung des Menschen, in denen ihr der Wert des Kunstwerks verkündigt wird, — und er wird es leichter haben, den Weg zum Kunstwerk zu finden. Und zwar darf bildende Kunst in dieser Vereinigung von Erziehung und Anschauung nicht getrennt sein von anderer Kunst und dem übrigen geistigen Leben; noch dann wäre sie unfruchtbar; sondern Dichtung, Musik und Gedanke muß gleichermaßen hier zum Volke sprechen: denn es geht um den ganzen Menschen, nicht um einzelne seiner Sinne und Gefühle, wenn er der Kunst teilhaftig werden soll.

4
in
mein
so
ent
stellt,
Zeit
hab'
nten
ich
ter-
Derr
ewe
Du
Bri-
hab'
au-
dars
ntz
ich
Ber
obie,
und
Bed
vpt.
bin
nich
sebe,
sebe,
wei-
erals
ungs-
bilus
bau-
von
men-
aurat
felt
ei der
enda,
lotte-
e der
pvan
1899
Paul
Befell-
d. P.
ergr-
ibung
edrich
stand
wir-
ind-
rber
ender
onold
Mü-
nibe;
erfolg-
Tod
te. —
rger-
von
von
nant
net.
nant
1913
Berett
fallen
annte
esiger
zahl-
enda.
rior-
ischer
a. —
1879
ndes-
ident
g des
9 bis
Ver-
mest
berg.
emie
Die b.
Karl
1906
stimm-
Zeit

Im Karlsruher Schloß besteht die Möglichkeit, dies zum erstenmal in einem Gesamtumfang zu verwirklichen, wie dies die neuere Zeit noch nirgends erlebt hat.

Der Mittelbau besitzt große Säle, die als solche Stätten geistiger Erziehung in Betracht kämen (wie denken besonders an den Gartensaal). Es bedürfte nicht vieler Räume: denn in der Volkshochschule, die hier verwirklicht würde, gälte ja nicht das Nebeneinander verschiedener wählbarer Unterrichtsfächer, das, wie im Fachbetrieb der Universitäten, eine Anzahl Kollegienäle neben einander beansprucht; sondern ein sinnvolles Machenander würde die zu einander in Harmonie gesetzten verschiedenen Wissensstoffe zu einem Gesamtbild fügen und in jeder Stunde die gesamte Zuhörerschaft des Hauses vereinigen.

Wenn man dem Volke Kultur bringen will, darf man es nicht vor Probleme stellen. Es darf nicht in der einen Stunde der Kunsthistoriker die Gotik preisen und in der andern der Literaturhistoriker dasselbe Mittelalter mit klassischem Maßstab messen, so daß dem Zuhörer der Ausgleich der beiden Weltanschauungen selber überlassen bleibt. Schon dem Studenten wird hierin zu viel zugemutet, so daß er solchermaßen viel zu sehr zur Kritik und nur zur Kritik erzogen wird. Dem Volke muß diese fruchtlose Arbeit erspart bleiben: ein Plan muß die Einheit des Zeit- oder Weltbilds wahren, das man geben will. Die Lehrenden müssen das, was sie lehren wollen, vorher austauschen, damit es in Einklang stehe — dieses einfache Mittel, das zur Aussprache und zum gegenseitigen Verständnis führen würde, ist noch niemals versucht worden. Ein Plan muß aber auch darin gewahrt sein, daß die verschiedenen, im Forschungsgebiet aus guten Gründen getrennten Gebiete, wo es erforderlich ist, vereint oder doch zu einander in Beziehung gesetzt werden. Deutsche Geschichte wird nie zum Bild, wenn Rechts- und Sittengeschichte, Geschichte der Dichtung, des Denkens, der Malerei, Musik und Baukunst nicht für jede Epoche zum Ganzen werden, — die bloße Kunstgeschichte und bloße Literaturgeschichte ohne Rücksicht auf einander und auf das übrige verwirrt den Menschen, statt ihn zu bereichern. Durch jene Einheit aber würde das Volk aus seiner gesamten Geistesgeschichte das gewinnen, was es bisher, und gerade in Zeiten der Not, vergebens sucht: Belehrung über den Sinn seines Daseins, Richtung auch für sein zukünftiges Tun in Wirtschaft, Sitte, Recht, Politik: wenn er erst sein geistiges Gesetz im Leben der Vergangenheit erkannt hat.

Zu der Belehrung muß aber das Erlebnis treten.

Wenn man dem Menschen von Kunst bloß spricht und ihm höchstens in der Abbildung oder im Zitat den Schatten des Kunstwerks zeigt, so ist die Arbeit nur halb getan. Man muß ihn zum lebendigen Werk hinführen können — und das vermag man hier. Es bleibt nicht dem Zufall überlassen, ob der Mensch, dem man von Kunst redet, einmal in ein Museum gerät — er geht ein paar Zimmer oder ein Gebäude weiter, und er steht vor dem Kunstwerk. Hat er auch in unserm Falle nicht alle Kunst der Welt vor sich — wo hätte er das? —, so sieht er doch vor allem die wichtigsten Typen und vieles der höchsten Art.

So soll es auch mit dem Erlebnis der Dichtung und der Musik sein: auch hier soll es nicht dem Zufall überlassen sein, ob der durch seinen Lehrer für Dichtung und Musik Begeisterte zum rechten Buch sich findet, ob er in Theater und Konzertsaal zum rechten Genuß des rechten Werkes kommt, — er muß hier, in denselben Gebäuden, den weisevollen Raum finden, in dem Musik und Dichtung, von allem fremden Beiwerk abgefordert, zu ihm spricht. Der ideale Raum auch hierfür ist vorhanden. Neben dem Thronsaal und anderen Barockräumen, die zur Pflege der klassischen Musik, und besonders der Kammermusik, einladen, ist da die Schloßkirche, die der bisherigen Benutzung in Zukunft aller Wahrscheinlichkeit nach entzogen sein wird. Hier könnte eine Gemeinde in anderer Weise als im Konzertsaal zum Erlebnis der Musik vereint sein: hier wäre auch die Kanzel (— die Kanzel Herders und Lavaters —), von der die Dichtung und Philosophie aus der Haft des Buches befreit, mit dem vollen Klang des Wortes zum Volke sprechen könnte.

Nirgends so wie hier wäre am Vorhandenen, das wir nur mit unserm Inhalt zu füllen brauchen, das Nichtsichtiggewesene zu verwirklichen. Hier wäre das wahre geistige Zentrum einer Stadt, ja eines Landes geschaffen. Wie anders würde man zu dieser Stätte der Kunst pilgern, als wie man Volkshochschulkurse in den Hörsälen einer Hochschule besucht. Wie harmonisch könnte sich dort ein geistiges Leben entfalten, wenn zu den Sammlungen der Kunst, der Musik- und Vorlesungsräumen Lesezimmer und Büchereien sich gesellen; wenn ein abgegrenzter Teil des Schloßgartens die Möglichkeit für geistige Ruhe und Lesen, für ein Wandeln in geistigem Gespräch und Unterricht böte! (Fasanerie.) Wenn der übrige Schloßgarten zu einer Naturbühne würde, auf der Konzerte und Aufführungen, Volksfeste hohen Stils sich abspielten!

Wie würde das Volk einer Stadt durch eine solche allen jederzeit zugängliche Stätte wahren geistigen Lebens veredelt, wie würde es umgeschaffen aus dem gelangweilten oder rohen Publikum der üblichen Theater-, Konzert- und Kinobesucher, zu der wahren Volksgemeinschaft derer, die in geistigem Erlebnis geeint sind!

Und das alles ist möglich, ist mit geringen Mitteln in Wirklichkeit umzusetzen.

Die beiden Ideen, die, scheinbar einander widersprechend und ausschließend, heute um die Verwendung des Schloßes kämpfen: die Idee des Museums und die Idee des Volkshauses wären da-

mit zu einer höheren Einheit vermählt: wir würden das erste Volkshaus haben, eine alle Kunst und die Gesamtheit des Volkes umschließende geistige Residenz.

Idealismus und Demagogie.

Von Albert Segauer (Karlsruhe).

Man mag über den so kläglich ums Leben gekommenen Karl Liebknecht denken wie man will, eines wird man ihm nicht absprechen können: Idealismus. Er war — und er fühlte sich auch in höchstem Maß als Vertreter einer Idee; er kämpfte und litt für sie, jahrelang, mit einer Rücksichtslosigkeit, auch sich selbst gegenüber, die ihm ganz naturgemäß die Herzen aller Unterdrückten (oder sich unterdrückt Fühlenden) gewinnen mußte. Die Entschlossenheit, sein Leben einzusetzen für eine Meinung, wirkt immer; sogar in den Seelen spiegelster Spießer bleibt ihr eine gewisse heimliche Achtung nicht verjagt. Das lauteste Echo freilich fand Liebknechts Kampf gegen Druck, Unrecht und brutale Gewalt nicht in den Herzen derer, die mit reiner Sehnsucht hohen Zielen zustrebten, sondern in den niederen Instinkten einer dumpfen Menge, die bei der gewaltsamen Bekämpfung vorhandener Nebel in einem erst recht übeln Sinn auf ihre Rechnung zu kommen hoffte. Plünderung und Mord, Rache an den wirklichen oder angeblichen bisherigen Unterdrückern, das war es, worauf der Wille dieser Mitläufer weit mehr gerichtet war, als auf die Herstellung eines Zustandes, der dem Geist der Gerechtigkeit und Menschlichkeit entsprach. Sollte Liebknecht diese Wirkung seines Aufstiegs übersehen haben? Sollte seine Rolle, als die eines von seinen eigenen Anhängern mißverständenen reinen Idealisten, tragischen Charakters gewesen sein? Das ist ganz ausgeschlossen. Wer nur eine einzige Spalte seiner „Noten Fabne“ gelesen hat, der weiß, daß er sich darüber nicht nur klar, sondern daß es sogar seine ausgesprochene Absicht war, eben durch Aufpeitschung niederster Triebe seinen Absichten den Nachdruck zu verschaffen, den er ihnen wünschte. Es kann gar kein Zweifel sein, daß er mit vollem Bewußtsein die Dinge dahin trieb, wo sie schließlich ankamen: zur Anarchie. Auf sie drängte er hin, mit allen Mitteln einer bedenkenlosen, weder vor Lächerlichkeit, noch Verbrechen zurückschreckenden Demagogie. Wie verträgt sich das mit seinem Idealismus? oder — da es ja ohne weiteres klar ist, daß es sich damit eigentlich auf gar keine Art verträgt — wie erklärt sich dieser Zusammenhang?

Das ist eine Frage, die sich mancher, der dem Leben und seinen Erscheinungen mit dem besten Willen gegenüberzutreten gewohnt und gewillt ist, in den letzten Wochen vorgelegt haben mag. Und sie hat mit Liebknechts Tod durchaus noch nicht ihre Bedeutung verloren. Denn Liebknecht hat nicht wenige, zum Neuesten entschlossene Nachfolger hinterlassen im deutschen Lande selbst, und überdies droht uns auch von außen, von Osten her, in einer nicht zu unterschätzenden Weise derselbe Geist, mit dem wir uns vermittels in den nächsten Monaten gründlicher als uns lieb ist werden auseinander setzen müssen. Ich denke an Trotski, mit dessen Kugeln und Bajonetten ja unsere Radikalen schon heute ganz offen rechnen. Nun sei hier zunächst einmal nicht die Rede von dem spezialistisch russischen Weltverbrüderungswahn mit dem Begeschmack des: Willst du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich dir den Schädel ein; sondern hier sei — im Hinblick auf unsere deutschen Weltbeglückter und -erlöser — nur zu erklären versucht, wie sie, die unzweifelhaft von einem hochgespannten Idealismus ausgehen, alle damit endigen, Gewalt zu predigen und so nicht nur den Erfolg, sondern auch den Geist ihres Wirkens vollständig in Frage zu stellen.

Daß zur Erklärung dieses Widerspruches der Zweifel an der geistigen Integrität ihrer Träger nichts beitrage, sei gleich zu Beginn unserer Untersuchung festgestellt. Es ist zwar fürchtbar einfach, radikale Neuerer mit dem Prädikat „verrückt“ abzutun, aber eben weil es so einfach ist, wollen wir uns dabei nicht beruhigen. Bitte ja, selbst wenn wir es wollten, doch noch immer die Frage offen, was denn nun diese Leute eigentlich so „verrückt“ gemacht habe. („Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, hat keinen zu verlieren“, sagt Lessings Orsina!) Auch persönlicher Ehrgeiz und Großmannschaft, die in einzelnen Fällen wohl eine Rolle spielen mögen, aber — nebenbei bemerkt — schließlich eine größere als in allen politischen Parteien, scheiden für uns hier aus. Das alles sind im Grund nur recht einseitige Urteile, aber keine Erklärungen.

Näher kommt man der Sache, wenn man den Widerstand ins Auge faßt, an dem sich die Wut dieses Radikalismus entzündet und zur Siedehitze steigert. Da ist die „bürgerliche Meute“ des Herrn Barth; die große Masse derer, die immer noch mit einem Auge rückwärts schielen und durch den Ruf nach Ordnung und Ruhe die ins Rollen gekommene Entwicklung aufhalten oder gar zur rückläufigen Bewegung bringen möchten. Daß beim Aufsturm gegen den von ihr ausgehenden aktiven und passiven Widerstand der radikale Teil der Volkseele ins Kochen kommt, ist begreiflich. Und noch natürlicher ist die so überaus bezeichnende Wut der Spartakusleute auf die Mehrheitssozialisten. Wie sollten sie nicht gerade die als gefährlichste Feinde empfinden und bekämpfen, die angeblich das Gleiche wollen wie sie, aber so viel bequemere, auch dem Nichtsozialisten einleuchtende Wege zur Erreichung ihres Zieles nachweisen! Das muß ja doch, bei der tatsächlichen unbestreitbaren Trägheit der meisten Menschen, dem Radikalismus allen Wind aus den Segeln nehmen. Ein Grund mehr also, Sturm zu wünschen und zu wecken, um voran zu kommen. Es

ist der alte Zwiespalt zwischen Radikalismus und Revisionismus, der hier auf die Spitze getrieben erscheint; und immer noch ist auf der ersten Seite der größere Idealismus und die tiefere innere Wahrheit. Daß aber auf Seiten der Gemäßigten, nicht zuletzt durch die Haltlosigkeit und Furchtsamkeit des Bürgertums, der größere äußere Erfolg steht, treibt die Radikalen erst recht zu Anstrengungen ohne Maß und Rücksicht. Zu diesen Reibungsmomenten kommt dann noch ein anderes: die vollständige Blindheit den Fragen und Schwierigkeiten der großen Politik gegenüber. Zum Teil ist das gewollt. Man denkt an eine bewußte Abkehr von dem ganzen bisherigen politischen System. Man möchte das Machtmotiv aus dem Leben der Völker — in sich selber und untereinander — ausschalten. Man glaubt ernsthaft an eine Menschheitsverbrüderung, an ein Reich des Friedens und der Liebe, das Reich Gottes auf Erden. Mit solchem Streben stimmen natürlich die weltpolitischen Verhältnisse herzlich schlecht zusammen; also lehnt man es ab, sich damit überhaupt zu befassen. Man will es einfach nicht sehen, daß man aus lauter schrankenlosem Menschheitswahn, so wie die Dinge heute liegen, zum Verbrecher am eigenen Volke wird, das ja doch auch ein Teil dieser angeblich so heiß geliebten Menschheit ist. Man will nichts davon hören, daß echter, reiner Idealismus nicht solche Folgen zeitigen dürfe, und wo man es vielleicht im Stillen doch fühlt, sucht man sich darüber hinwegzutäuschen, indem man durch skrupellose Hege weitere Massen für sich zu gewinnen sucht und dadurch sich und andern — und vielleicht weit mehr sich als den andern — ein Führertum und eine Macht vorspielt, die nicht viel weniger fragwürdig ist als die des ehemaligen „Kaisers der Sahara“.

Nun meint man, wenn man das alles überdenkt, am Ende müßten die Herren doch schließlich zur Einsicht kommen; auch diese Menschenscheinungen müßten, wie alle, mit Ernüchterung enden. Das ist aber bei den meisten von ihnen nicht der Fall. Im Gegenteil. Sie verbeissen und verböhnen sich in ihren Standpunkt mit einer Zähigkeit, einem Fanatismus, der beinahe religiösen Charakter hat. Das ist mehr als Einseitigkeit und Selbstbetrug. Mit anderen Worten: die psychologischen Momente, von denen wir bisher sprachen, genügen nicht, um die Wege zu erklären, die der rabiate Idealismus dieses Schlages heute geht. So gut auch der Widerstand, den er findet, und der Widerspruch, in den er zur Wirklichkeit und zum eigenen besseren Gefühl gerät, seine krampfhafteste Gewalttätigkeit verstehen läßt, völlig klar wird er uns erst, wenn wir ihm auf den Grund gehen. Worauf beruht denn der Glaube dieser Liebkecht, Barth, Trost, Ahlborn und wie sie heißen, an ihre Mission, das Reich Gottes mit Gewalt auf Erden zu verwirklichen? Auf dem anderen Glauben: der erste und wichtigste Schritt zu seiner Verwirklichung sei eine gründliche Um- und Neugestaltung der äußeren, vor allem der wirtschaftlichen Verhältnisse. Hier ist der Punkt, wo ihr Idealismus einen Bruch hat. Natürlich, wenn ich mit Marx an die alleinseligmachende Wirkung der materiellen Lebensumstände glaube, dann liegt es nahe, von einer nötigenfalls gewaltsamen Aenderung dieser Umstände alles zu erhoffen; dann kann ich mich sogar auf den Plan einlassen, mit Hilfe verbester Massen diese Aenderung herbeiführen zu können; dann sind, da ja schließlich die Menschheit mein Unternehmen segnen wird, selbst alle Mittel gemeinster Demagogie gerechtfertigt.

Wenn aber dies alles nicht wahr, wenn es ein Irrtum ist, ein Aberglaube, den — sehr bezeichnender Weise — der Kapitalismus mit dem Sozialismus teilt? Wenn weder der naive-brutale Materialismus eines Adam Smith und seiner (heutzutage noch möchtigen) Schule, noch der bewußt-keglerische Materialismus eines Karl Marx und Genossen Recht hat, sondern die uralte heilige Weisheit, die uns von den Älten auf dem Felde erzählt und den Vögeln unter dem Himmel?, die uns mahnt: „irachtet am ersten nach dem Reich Gottes“ —, aber hinzusetzt: „das Reich Gottes ist inwendig in Euch“ —, nicht draußen also, in den tausendertei Dingen, an denen Eure Leiblichkeit hängt? Wenn dies die Wahrheit ist, und nicht der blinde Glaube an den „wirtschaftlichen Unterbau“, der wahre Kultur erst möglich mache — und was ähnlicher Weisheit mehr ist?

Es gibt Leute, die darüber lächeln; ich weiß es und gönne ihnen ihr Vergnügen und ihre — Klugheit von Herzen. Der Kapitalist vorzugsweise war es bisher, der zu solchen Worten mehr oder weniger heimlich lächelte. Ihm ist heute das Lachen ein wenig vergangen. Um so siegesbewußter schmunzelt der gläubige Marxist, und am offensten höhnt der Radikaler, der von morgen auf übermorgen, mit Gewalt, die Verhältnisse nach seinem Duerkopf umgestalten möchte. Aber einmal werden auch diese Herren, soweit sie nicht bloße Demagogen sind, zu schmerzlicher Einsicht aus ihren Träumen erwachen. Dann nämlich, wenn ihre Gewalttätigkeit langsam aber sicher die noch viel stärkeren Gewalten des Beharrens, der Reaktion, geweckt haben wird, und wenn die betrogenen Instinkte der Masse für den Idealismus ihrer „Führer“ nur noch Gelächter und Flüche übrig haben werden. Dann wird in den Besseren von ihnen schmerzhaft heftig der Erkenntnis brennen, daß es ein Irrtum ist, wenn irgend wer sich berechtigt hält, irgend wen um eines noch so hohen Zieles willen zu vergewaltigen; daß es ein Verbrechen ist, der unheilvollen Masse ein unerreichbares Ideal zu zeigen und ihr im gleichen Augenblick zuzurufen: bewaffnet Euch, um dieses Ideal zu verwirklichen; daß man für ein Ideal wohl sich selber erschlagen lassen, aber niemals — als wahrer Idealist — einen andern erschlagen kann —, daß es also eine innere Unwahrheit ist, Idealismus und Demagogie zu vereinen. Und wer weiß?

Vielleicht wird dann von denen, die die Nachfolge Liebkechts auf sich genommen haben, mancher, soweit er wirklich reinen Willens ist, seinen Herrn und Meister um sein Ende beneiden.

Martin Schongauers graphisches Werk und das deutsche Gefühlsleben.

Dr. jur. et phil. Adolf v. Grolman.

Das graphische Werk Martin Schongauers († 2. Februar 1491) scheint, zu nachdenklicher Stunde in unruhiger Zeit grübelnd betrachtet, mit einer nur schwer ausdrückbaren, schwelgenamen, aber eindringlichen Beharrlichkeit gewisse Eigentümlichkeiten des deutschen Gefühlslebens zu einem vorichtig tastenden Ausdruck zu bringen in einer verhaltenen, gleichsam intransitiven Symbolik. Es mag sein, daß das Essentielle gerade dieser Symbolik den späteren Zeiten der Gotik überhaupt zu eigen ist, falls man generell anerkennen will, daß solche vorwiegend praktisch orientierten Sammelbegriffe, wie Gotik, Renaissance, Barock u. a. m. überhaupt akzeptabel sind, indem offenbar ein einheitlich Uebergreifendes ihre gedankliche Geschlossenheit bestimmen soll. Denn wenn man berücksichtigt, wie sehr die Masse unzähliger einzelner Besonderheiten, die immer als Mitwirker zu einem später aufgenommenen, angeblich typischen Stilbegriff in ihrer Sonderexistenz sich ethisch und in ihrem seelischen Lebensablauf differenzieren, so erwächst mit dieser Erwägung der Zweifel, ob diese typifizierenden, begrifflichen Versuche zu Stilsynthesen nicht eher zusammenfassende Ansätze sind, einem modernen und darin lebhaft rationalistischen Ordnungs- und Uebersichtlichkeitsbedürfnis kurzerhand und schlechtthin schematisierend die Wege zu bereiten.

Wie dem auch sei, — die immerhin unbestreitbare Spezialexistenz der Schongauerschen Graphik* hält sich im großen ganzen mit einer etwas biederen Resignation innerhalb des Rahmens der herkömmlichen Motive und fügt sich damit, im Prinzip wenigstens, in diesem alleräußerlichsten dem Gegebenen und Herkömmlichen. Aber hier und da blüht dabei allerdings das schwer zu bezeichnende Sonderungsgefühl auf, wenn in der Verklärung des rein Kunsthandwerklichen (Bischofsstab, Wehraufsatz) der Weg von der Repräsentation mühsamer Kleinarbeit zu dem immerhin relativ fast mintauristischen Ausdruck des verknüpfelt Erhabenen und strebend sich Emporredenden, in ragender Länge oder lastender Massivität zu begeben versucht wird. Ein gleiches gilt wohl auch von den schon stark muschelartig gefügten Blattornamenten, die offenbar eine Loslösung ähnlichen Sinnes sehr sollen, wenn auch in ihnen sich dieses Streben nicht so sehr verdeckt. Dies scheint ein erster Dualismus zu sein: das Sich-einsfügen in den Rahmen gewisser typischer Motivgegebenheiten (wobei das religiöse Kollektivgefühl zu berücksichtigen ist) im Widerspruch mit dem Bewußtsein des personellen Unzureichens dieser.

Dem ersten folgt ein zweiter Dualismus, der schon schmerzlicher ist: es ist der Gegensatz vom überfüllten Blatt und dem fast leeren. Da ist der Tod der Maria, die große Kreuztragung, Antonius und die Dämonen, Teile aus der Passionsgeschichte. Diese Blätter sind verwirrend in der Ueberfülle des Inhalts, der sich durcheinander rankt und sich verknüpfelt, ineinander unauslöschlich verschlingt, und wobei die Teile dieser Massen, so weit ihre etwaige Trennung erkennbar ist, sich unsymmetrisch und regellos neben- und übereinander geltend machen, im letzten sich teilnahmslos gegeneinander stehend. Von einigen Uebergangsblättern abgesehen, stehen ihnen die leeren Blätter gegenüber, wo in wonnigem und verträumtem, lautlosem Alleinsein der Figur (oder höchstens einiger weniger Figuren) ein Klängen und seltsam Musizieren der Tiefen und Weiten anhebt, wo die großen Massen des weißgelassenen Papiers sanft und unsäglich liebevoll durch oder über den Figuren sich wechselseitig anziehen und bedeutsam gestalten. Da sind es die monumental gewählten Heiligen mit ihren Attributen, oder ein überzeitlicher, verwundeter Christus am Kreuz, ein ebensolcher Sebastian am dürren Holz, oder gar jene solitäre Madonna im Hof. Dieser Dualismus von Fülle und Leere ist in der Schongauerschen Graphik so herb, unüberbrückbar deutlich, daß er kein Zufall sein kann. Man ist versucht, zu glauben, daß die Gefühle für das Wirkliche und das Unwirkliche sich hier zu einem Ueberwirklichen wechselseitig gekreuzt haben, und dieses Glied an der schweren Kette, die Schongauers handwerklichen Idealismus zu einem schmerzhaften Leiden brachte, — es wirkt mit einer leicht zu verstehenden, ebenfalls schmerzhaften Deutlichkeit auf die Seele des heutigen Beschauers. Denn hier scheint es sich zu erweisen, daß der der Mystik so fernstehende Meister sich selbst einfügt in dem Leid derer die nicht anerkennen können (oder wollen), daß die Leiden dieser Zeit nicht wert sind der Herrlichkeit, die an den „Gotteskindern“ soll offenbart werden. Dieser Dualismus, der sich auch in dem Sonderfall der so ganz wechselnden Blickstellung zum darzustellenden Gegenstand (auch die Gruppe gilt in diesem Sinn als Gegenstand) deutlich erweist, ist so vertieft und schmerzhaft, daß er einer eingehenderen Würdigung fähig wäre. Dabei würde sich zeigen lassen, wie stark jenes Ungenügen war, das Schongauer im Geistesleben seiner Umwelt empfand, wie er über seine Gegebenheiten hinausstrebe und den Ausdruck der Harmonie einer naturbeseelten Intellektualität suchte, die dann

*) Mart. Schongauer. Ser. v. R. Leers (Verl. Cassirer, Berlin).

später Grünwald zur höchsten Aufgipfelung seines Verständnisses für die Musik des Mannes und im Raum geführt hat.

Die beiden Effekte von Dualismen in Schongauers Seele begründen den dritten, auf den das Hauptgewicht zu legen ist: das Individuum und die Umwelt, Christus in seinem Alleinsein inmitten von Karikaturen. Die ganze Passionsfolge verdeckt immer nur wieder dies. Deshalb ist hier, mit der ganzen Heizbarkeit der Künstlerseele, die Hauptarbeit an diesen Blättern auf die karikierten Gesichter der quälenden Umwelt gelegt, während das Christusantlitz seine sonderliche Vertiefung und Verinnerlichung erfährt und sich in seinem verschlossenen Ausdruck von Würdigkeit und verschämter Liebe (die es noch nicht begreifen will), im wesentlichen gleich bleibt und eher neutral verhält. Aber auch dabei blüht die eine Ausnahme vom Typus auf, auf die es hier gerade ankommt: die drei großen Figuren des Christus zwischen Maria und Johannes im spitzbogigen Fenster vortretend: dieses Christusantlitz ist durchaus anders, jenen übrigen wesensfremd. In ihm leuchtet das nervöse Erschütterte, das sonst von Schongauer vermieden wird, und der den Beschauer nicht treffende Blick schweift in eine meta-physische Weite des Leids, die in ihrer liebevollen Auflage bei rauher Form eine ganze Odyssee von fast märchenhaften Enttäuschungen erzählt. Das findet sich noch einmal bei Schongauer, in dem Blick der in großer Halbfigur wiedergegebenen türlichen Jungfrau mit der erloschenen Lampe. Es scheint hieraus hervorzugehen, daß der oben skizzierte Dualismus des Leids zwischen Individuum und Umwelt ein verschwiegen Entscheidendes für Schongauer gewesen ist. Die Hilfsmittel dagegen galten: Freude am Detail, Geltenlassen des handwerklichen Ueberlastetseins mit Können, das nur im übertragenden Sinn zur Kunst wird, Feinheit in der typischen Darstellung der umgebenden Fragen, Seligkeit in der feuch angedeuteten, hügeligen und vor allem tiefen Landschaft, Freude an Tieren, vor allem an Hunden, die sich auf einer Mehrzahl von Blättern immer wieder vorfinden.

Und typisch für alle Wirkungen dieses dualistischen Zerrissen-seins ist die so häufige halbhohe Mauer, das Gartengitter aus Weidengeflecht, ist noch mehr als dies die fast zur Signatur gewordene Einzelzeichnung des fahlen, unbelaubten Baumstammchens, wovon es nur eine Ausnahme gibt, auf dem Blatt, das Johannes auf Patmos in der Vision seiner Apokalypse darstellt. Hier wandelt sich mit der Teilnahme des Künstlers im Einverständnis zu der Wonne der transzendenten künstlerischen Ergriffenheit des Denkers überhaupt auch das leidvolle, gleichsam fröhelnde Symbol zu seiner bedeutsamen einmaligen Veränderung.

Die gelegentliche Ironie des Blattes: Auszug zum Markt, ändert an dem allem nichts. Denn bei völligem Fehlen des Humors (einige Tierbilder, die Schweineherde im besondern, sind höchstens grotesk), kommt diesem ironischen Blatt die wehmütig verwerfende Handbewegung des einen der beiden sich unterredenden Türken zu, ein Motiv, das erst in der Handbewegung des einen der Bürger von Nodins „Bürger von Calais“ von einem Künstler in dieser Art wieder aufgegriffen und entwickelt worden ist.

Schongauers Aesthetik in ihrem Dualismus und Streben nach dessen Ausgleich und Ueberwindung ist deutsch im tiefsten Sinne. Wenn das Wesen des deutschen Geistes sich auszugleichen hat zwischen dem übermäßigen Fleiß, dem Schematischen, Handwerkerlichen und seiner Behaglichkeit und Traak einerseits und dem Leid jeder Art andererseits, wenn dem deutschen Geist in dieser seiner Problematik der Sinn für das Einfache und Erhebliche der Antike abgeht (wo anders er ihn ja wesenseigentümlich befaßt) und sein hellenisches Sehnen eine der vielen Variationen seines im typisch zu eignen Fernwehs ist, in dem er in den Gegensätzen die Verklärung seiner Problematik sucht und findet — so ist Schongauers Werk eine frühe, aber komplette Vor-ahnung all dieser Gefühls Spannungen, und sein wenig gekanntes Werk ründet sich darin wie eine Sternenstille über der wunderlichen Stadt unserer Zeit.*)

*) Die dem Versuch soll demnächst ein anderer über Matthias Grünwald folgen, der auf den vorliegenden Bezug nehmen und ihn als bekannt voraussetzen wird. Beide, wie noch anderes, verloschen — ausdrücklich als „Verloschen“ bezeichnet, — den Zweck, durch einen Hinweis auf die feischen Grundlagen des deutschen Geisteslebens der modernen ästhetischen Interessiertheit, die offenbar auf Desorientiertheit beruht, zu begegnen. Im Interesse der Sache ist Verfasser für private Mitteilung von Gegenmeinungen und Zusätzen dankbar, die er an dieser Stelle nach Möglichkeit zu verwerthen wünscht, wo irgend sie sich in den Plan des Ganzen einfügen lassen.

Badische Totenschau für 1918.

September.

Frau Rosalie Braun-Artaria, Witwe des bekannten Archäologen und Kunsthistorikers Julius Braun, Professors an der Akademie der bildenden Künste in München; Schriftstellerin, verfaßte u. a. Novellen (Marmela) und war eine Zeilung in der Schriftleitung der Gartenlaube tätig; besonders bekannt geworden durch ihr Memoirenwerk „Von berühmten Zeitgenossen“; † zu München. — Dr. Armin Sonntag, aus Karlsruhe, langjähriger Verleitet-Chriftleiter der Münchener Neuesten Nachrichten; dramatischer Schriftsteller und Literaturhistoriker; von seinen Dichtungen seien erwähnt: „Gedichte“ (1906), das Drama „Wir sind“ (1908), von seinen literarhistorischen Arbeiten „Derrmann von Gilm“ (1904), „Anselma von Hörmann“

(1906), „Derrmann Ginn“ (1908) usw.; gefallen als Hauptmann d. R. und Bataillonsführer auf dem Felde der Ehre. — Alfred Venel, Privatmann in Mannheim, früher Mitinhaber der Gewürzmühle Gebrüder Venel, Mitbegründer und I. Vorsitzender der Mannheimer Parkgesellschaft; bekannter Philantrop; † zu Mannheim. — Ernst Obkircher, Kaufmann und langjähriger Teilhaber der C. Fr. Müllerschen Hofbuchhandlung in Karlsruhe; † zu Freiburg i. Br. — Dr. César Blum, Großh. Geheimer Hofrat, ehemals Rechtsanwalt in Karlsruhe und langjähriger Vorsitzender der badischen Anwaltskammer; Aufsichtsrat der Deutschen Eisenbahnaktienwerte A.-G. zu Bruchsal und der Gesellschaft für Spinnerei und Weberei zu Ettlingen; † zu Bad Wildungen. — Albert Edwin Sprenger, Großh. Geh. Oberregierungsrat a. D., zuletzt von 1873 bis 1876 Ministerialassessor, von 1876 bis 1878 Ministerialrat beim Handelsministerium, von 1878 bis 1881 Kollegialmitglied bei der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbauwesens, von 1881 bis 1889 im Ruhestand und von 1889 bis 1902 Vorsitzender des Vorstandes der badischen landwirtschaftlichen Vereinigungsgenossenschaften; hochverdient um das Gemeindeleben der evangelischen Kirchengemeinde zu Karlsruhe; Kirchengemeinderat und seit 1910 auch Mitglied der General synode; † zu Wolfach. — Peter Jordan, aus Gurtweil in Baden, der Gründer und General superior der Genossenschaft der Salvatorianer; † zu Lafer in der Schweiz. — Erwin Bürger, von 1908 bis 1910 Notar in Durlach, von 1910 bis 1917 Notariatsinspektor beim Großh. Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts, von 1917 bis 1918 Amtsrichter bezw. Oberamtsrichter zu Konstanz; † als Hauptmann d. V. auf dem Felde der Ehre. — Dr. Otto Seidenadel, Großh. Geheimer Regierungsrat, war 1909 Oberamtmann und Amtsvorstand in B. chen, von 1902 bis 1909 Polizeidirektor bei dem Bezirksamt Karlsruhe, von 1909 bis 1912 Amtsvorstand in Waldshut und von 1912 bis 1918 in Karlsruhe; † ebenda. — Dr. Paul Venel, Großh. Regierungsassessor und von 1912 bis 1918 Privatdozent für Rechtsgeschichte an der Universität Göttingen; verfaßte u. a. „Badens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung unter Markgraf Karl Friedrich 1738—1803“ (1912); † auf dem Felde der Ehre.

Oktober.

Ignaz Paul, resignierter Pfarrer der katholischen Pfarrei zu Holzhausen im Dekanat Breisach, die er lange Jahre verwaltete; der älteste Geistliche der Erzdiözese; † zu Baden-Baden. — Frieda Roman, bekannte Kunstmalerin zu Karlsruhe; † ebenda. — Markus Rärcher, resignierter Stadtpfarrer der katholischen Stadtpfarrei zu Endingen, die er von 1883 bis 1910 verwaltete; vorher von 1863 bis 1883 Stadtpfarrer zu Engen und gleichzeitig von 1874 bis 1883 Dekan des Dekanats zu Engen; † zu Endingen. — Stephan Engert, von 1901 bis 1918 katholischer Pfarrer zu Hochhausen a. d. L. und Definitor des Dekanats Tauberbischofsheim; † zu Hochhausen a. d. L. — Adolf Grgz, von 1873 bis 1907 Pfarrer der evangelischen Kirchengemeinde zu Efringen; † ebenda. — Dr. Christoff Schultze, Professor und badischer Landesmeteorologe, seit 1886 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter, seit 1892 Meteorologe beim Zentralbureau für Meteorologie und Hydrographie, seit 1890 Privatdozent an der Technischen Hochschule, seit 1901 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter und von 1905 bis 1918 Zentralinspektor bei der Großh. Oberdirektion des Wasser- und Straßenbauwesens zu Karlsruhe; verfaßte eine Anzahl von Fachschriften; † zu Karlsruhe. — Otto Dietzle, bekannter Architekt und Baumeister in Baden-Baden; bekleidete zahlreiche öffentliche Ehrenämter, u. a. in den Jahren 1883—1907 nacheinander das Amt eines Stadtverordneten, Stadtrat, Stadtverordneter und von 1887 bis 1908 eines Stabsmanns dankten der freiwilligen Feuerwehr; † zu Baden-Baden. — Karl Bed, von 1900 bis 1910 Bürgermeister von Kenzingen, um dessen Entwicklung er sich große Verdienste erwarb; † ebenda. — Andreas Walter, katholischer Pfarrer zu Hbdingen im Dekanat Linzgau, vorher Pfarrer zu Grünigen im Dekanat Billigen; † zu Hbdingen. — Ferdinand Freiherr von Babo, Geh. Oberbaurat a. D., zuletzt von 1897 bis 1899 Wasserbaupinspektor und Vorstand der Rheinbaupinspektion Freiburg i. Br., seit 1899 Baurat und Kollegialmitglied und seit 1907 bis 1918 Oberbaurat bei der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbauwesens in Karlsruhe; † ebenda. — Dr. Franz Kurt Reinhard Giedle, Großh. Medizinalrat und Kgl. preuß. Stabsarzt a. D.; Direktor der Krebspflegeanstalt Sinsheim a. G.; † ebenda. — Dr. Joseph Alal, Professor an dem Realgymnasium mit Realschule (Refigenschule) in Mannheim; † als Leutnant d. R. auf dem Felde der Ehre. — Hans Keller, von 1911 bis 1914 Divisionspfarrer zu Nassau, von 1914 bis 1918 Felddivisionspfarrer der 28. Felddivision; † an den Folgen einer Erkrankung, die er sich im Felde zugezogen hatte. — Felix Freiherr Röder von Diersburg, Kgl. Oberleutnant a. D. zu Baden-Baden und Grundherr zu Diersburg und Reichenbach; betätigte sich als Mitglied der Zentrumspartei auch vielfach im öffentlichen Leben; † zu Baden-Baden an den Folgen einer Krankheit, die er sich im Felde zugezogen hatte. — Richard Stöcker, Großh. Rechnungsrat a. D. zu Waldshut, der bekannte „Pegausänger“, Dichter und Freund Scheffels; Obmann des Deutschen Ehefellbundes; † zu Waldshut. — Dr. Georg Klebs, Großh. Geh. Hofrat, von 1907 bis 1918 ord. Professor der Botanik und Direktor des botanischen Instituts und des botanischen Gartens an der Universität Heidelberg; seit 1909 ord. Mitglied der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften; verfaßte zahlreiche Fachschriften; † zu Heidelberg. — Hugo Enge, von 1908 bis 1916 Amtsrichter in Engen, von 1916 bis 1918 Amtsrichter bezw. Oberamtsrichter in Bruchsal; † ebenda. — Dr. med. Veribert Hauser, von 1911 bis 1918 Amtsarzt bezw. oberarzt am Landesgefängnis und der Weiberstrafanstalt Bruchsal; † ebenda. — Dr. Hermann Mosser, bekannter Spezialarzt für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten zu Mannheim; † ebenda. — Ernst Boblig, Kaiserl. Rechnungsrat a. D. am Reichsgesundheitsamt zu Berlin; lebte seit vielen Jahren in Heidelberg; er erwarb sich außer ordentliche Verdienste um die Entwicklung des volkstümlichen Turnwesens und der Gesundheitslehre durch Vorträge, volkstümliche Schriften usw.; † zu Heidelberg. — Konrad Jakob Maier, resignierter katholischer Pfarrer von Bimmern und zuletzt auch Definitor des Dekanats Pauda; † zu Tauberbischofsheim. — Emil Blum, katholischer Pfarrer zu Unterhagingen im Dekanat Linzgau; † ebenda. — Dr. med. Gottlieb Port, von 1902 bis 1906 a. o. Professor, von 1906 bis 1918 o. Professor der Zahnheilkunde und Direktor des zahnärztlichen Instituts an der Universität Heidelberg; während des Krieges Oberchirurg d. V. und ärztlicher Beirat für Kriegerkrante des XIV. Armeekorps; † zu Heidelberg. — August Konikel, von 1904 bis 1918 katholischer Pfarrer zu Durbheim; † ebenda.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten — Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. Verantwortlicher Leiter: Gustav Reppert. — Druck und Verlag der C. F. Müllerschen Hofbuchhandlung m. b. H.